

Manuel Schneider

Der ferne Blick

Eigenwert und Würde des Tieres

*Aber du, Tier,
je mehr ich dich anschau, Tier,
umso mehr werde ich Mensch
im Geiste.*

Paul Valéry

„Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.“¹ Diese Beobachtung stammt von dem österreichischen Schriftsteller und Essayisten Karl Kraus. Sie beschreibt treffend eine intellektuell frustrierende Erfahrung, die sich auch dann einstellt, wenn man den Versuch unternimmt, der „Würde des Tieres“ gedanklich auf die Spur zu kommen. Eine Formulierung, die sich im Umfeld der Tierschutzethik immer wieder findet, meist mit einer Emphase vorgetragen, die das Fremde und „Ferne“ des kreatürlichen Würdebegriffs eher verdeckt als es in eine verständige „Nähe“ zu überführen. Worin sie, diese Würde des Tieres, wohl bestehen mag, das ist jedoch nicht nur *prima facie* rätselhaft. Bei der tierlichen Würde handelt es sich vielmehr um eines jener Begriffsrätsel, das immer nur ansatzhaft in seinen vielfältigen Bedeutungsdimensionen aufzulösen ist – über das nachzudenken sich aber gerade deshalb lohnt.

Was also soll dieser Begriff? Was könnte mit ihm gemeint sein? Wohin führt uns die „Würde des Tieres“? Und was verlangt sie von uns? Auf dieses Bündel an informativen wie normativen Fragen möchte ich versuchen, eine Antwort zu geben. Meine Reflexionen über den eigentümlich „fernen“ Begriff der Würde des Tieres werden begleitet und gleichsam „gespiegelt“ von sechs Fotografien, die auf einer zweiten, eher nicht-diskursiven Ebene auf die Frage nach der Würde des Tieres antworten. Bilder, die uns unmittelbar ansprechen, weil sie aus

Blicken bestehen. Es sind jene verstörend-berührenden Blicke, die die Tiere auf uns Menschen werfen. Stellvertretend für die vielen, ja Abermillionen Tiere, mit denen und von denen wir Menschen leben, schauen uns im Verlauf dieses Essays an: ein Schaf, ein Adler, ein Affe, eine Eule, ein Hund und eine Kuh. Tiere, die der Hamburger Fotograf Walter Schels mit der Kamera eingefangen hat.² Vor über 20 Jahren hat er damit begonnen, Tiere zu porträtieren. Nicht als Schnappschuss, sondern genau so, wie man meist auch Menschen fotografiert, wenn man sie porträtieren will: vor neutralem Hintergrund, mit Studioblitzlicht und direktem, konzentrierten Blickkontakt. Was wir sehen bzw. was uns anschaut, sind Persönlichkeiten: „Tierpersönlichkeiten“.

Sogar das vermeintlich „dumme“ Schaf, mit dem die Bilderfolge ihren Anfang nimmt, schaut uns wach und präsent und auf seine Art tiefgründig an. Mit solchen Bildern werden wir daran erinnert, dass das Tier eigentlich ein Individuum, ein mögliches Gegenüber ist: ein „Du“. *Eigentlich*. Denn nicht nur in der intensiven Massentierhaltung, auch bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Tieren läuft das einzelne Tier Gefahr, nur noch als eine statistische Größe oder als beliebig austauschbarer Repräsentant seiner Art vorzukommen. Das, was jedoch statistisch „signifikant“ ist bzw. nur als *pars pro toto* gilt, ist das Gegenteil von dem, was Individualität ausmacht. Wissenschaft und Denken generell haben ein systematisch gepflegtes Desinteresse am Individuellen. Und damit – wie noch zu zeigen ist – auch an der „Würde“ des Tieres.

I

Die Bedeutung eines Begriffs kann man in der Regel nicht definieren; es sei denn, es handelt sich um einen rein wissenschaftlichen Begriff. Begriffe, die wir im Alltag verwenden, entziehen sich meist einer umfassenden Definition. So auch der Begriff der „Würde“. Der Bedeutungsgehalt solcher Begriffe zeigt sich in der Art und Weise, wie wir sie *verwenden*. Sprachphilosophisch formuliert: Die Semantik des Begriffs ist eine Funktion seiner Pragmatik, seines Gebrauchs.

Den Begriff der „Würde“ gebrauchen wir auf recht unterschiedliche Weise. Wir reden nicht nur in *einem* Bereich der Wirklichkeit von